

LEBEN & LEUTE

PATRICK CHAPPATTE

«Lustig sein ist nicht mein Ziel»

Er will nichts bewirken, bezeichnet sich selber als hoffnungslosen

Typ, kann nicht einmal über seine eigenen Zeichnungen lachen.

Ab März wird der Karikaturist Patrick Chappatte seine rabenschwarzen Spuren in der «NZZ am Sonntag» hinterlassen.

◆ Interview: Claudio Zemp

Sie haben mehrere Jahre in New York gelebt und gearbeitet. Kurz nach den Terroranschlägen auf das World Trade Center sind Sie in die Stadt zurückgekehrt, um eine grosse Comics-Reportage zu zeichnen. Wie haben Sie das erlebt? Patrick Chappatte: Es hat mich total erschüttert. Die Reportage war sehr, sehr persönlich. Das Quartier, in dem ich damals gelebt hatte, ist ja nur wenige Blocks von den Twin Towers entfernt.

Ihr Quartier wurde zerstört?

Nein, aber stark betroffen, ganz mit Staub bedeckt. Zerstört ist nur das Fitnesscenter, in das ich damals jeden Morgen gegangen war. Ich hatte eigentlich gar keine Lust, wieder nach New York zu gehen. Aber die Zeitung hat mich hingeschickt.

Was haben Sie denn gesehen?

Es ist etwas ganz Komisches passiert: Als ich die Bilder im Fernsehen gesehen hatte, glaubte ich es nicht richtig. Vor Ort habe ich dann zwar die Ruinen gesehen und nahm den Geruch wahr. Komischerweise war es aber immer noch komplett unreal – im Licht der grossen Scheinwerfer, die da überall standen. Ich konnte es nicht begreifen. Erst als ich vor all diesen Plakaten stand, mit den Bildern der Vermissten darauf, habe ich langsam begriffen, was passiert ist. All diese Schicksale. Das Drama sieht man erst in diesen Gesichtern. Das ist nicht zum Aushalten.

Normalerweise zeichnen Sie ja nur einzelne Bilder. Fielen Ihnen die Karikaturen zum 11. September leicht?

Nein, die Zeichnungen zum 11. September waren nicht gut. Karikaturen funktionieren bei Katastrophen nicht, weil sie immer nur einen Bruchteil zeigen. Das Gefühl selbst ist viel stärker. Es bringt ja auch nichts, über ein tragisches Ereignis noch einen

bedrückenden Kommentar zu schreiben. Erst wenn man wieder nachdenken kann, macht eine Zeichnung Sinn.

Aber katastrophale Zeiten sind doch die besten Zeiten für einen Karikaturisten, oder?

Später, ja. Alles was drei, vier Tage später kommt, bringt neue Blickwinkel, über die man nachdenken kann. Zum Beispiel über den Krieg gegen den Terror. Darüber gibt es viel zu sagen.

Leben Sie vom Schlechten dieser Welt?

Misstände sind halt die Nahrung der Medien. Das ist die alte Geschichte von den Zeitungen, die voller schlechter Nachrichten sind.

Stört Sie das?

Nein. In der Welt passieren nun mal leidlich viele dunkle Dinge. Es stört mich überhaupt nicht, dass man darüber nachzudenken versucht. Mich stört viel mehr, wenn die Medien ablenken, statt zu informieren.

Möchten Sie mit Ihren Zeichnungen etwas bewirken?

Nein. Ich glaube, dass nicht eine einzige meiner Karikaturen je eine Meinung geändert hat.

Wofür zeichnen Sie denn?

Für mich. Zum Teil erleichtere ich mich vom Gewicht der Ereignisse, indem ich sie ins Lächerliche ziehe. Sonst habe ich kein Ziel. Dazu kommt noch, dass ich in der Schweiz lebe – als Pantoffelzeichner. Die Schweiz ist so ruhig, hier pennen doch alle. Anders ist es zum Beispiel in Algerien. Da kann eine Zeichnung mehr bewirken. Sie kann den Leuten Mut machen.

Verpflichten Sie deshalb auch Zeichnungen in anderen Ländern?

Ja. Es ist natürlich interessanter, wenn eine Karikatur über den Iran dort auch gesehen wird. In einem Land, das sich bewegt.

«Das Dankbare am Zeichnen ist, dass man die schwarzen Themen mit Humor erträglicher machen kann.»

Plötzlich hat man das Gefühl, dass die Botschaft viel wichtiger ist. Sie verändert nichts grundsätzlich, aber vielleicht ein klein bisschen. Eine Zeichnung kann sicher gut tun.

Ihre Zeichnungen bringen Sie selber nicht zum Lachen. Nein.

Nicht einmal im Moment, in dem Sie eine Idee haben?

Sehr, sehr selten. Nach 13 Jahren als Karikaturist bin ich schon etwas abgehärtet. Am Anfang war das anders: Da amüsierte ich mich oft beim Zeichnen – und die Kollegen fanden es dann weniger lustig. Jetzt geschieht das Gegenteil: Die Leute lachen eher über meine Zeichnungen als ich selber.

Gehen Ihnen eigentlich die Themen, die Sie zeichnen, persönlich nahe?

Nein. Meistens bestimmt die Aktualität das Thema. Manchmal langweilt mich das sogar sehr. Doch die besten Zeichnungen entstehen schon, wenn ich empört bin.

Sie regen sich auf und bringen die Leute zum Lachen?

Das ist das Schöne an meinem Metier: Man kann so viele Register ziehen. Eine Zeichnung kann lustig sein oder sehr zynisch, verletzend oder böse. Sie kann ernst sein oder nicht. Es kommt darauf an, dass man den richtigen Ton trifft.

ZUR PERSON

Patrick Chappatte ist 34 Jahre alt und arbeitet seit 1988 als Karikaturist. Er zeichnet vor allem für «Die Weltwoche», «Le Temps» und für die «International Herald Tribune». Auf Ende Februar beendet er seine Zusammenarbeit mit der «Weltwoche», die 1997 begonnen hatte. Chappatte wird ab März 2002 für die neue Sonntagsausgabe der NZZ arbeiten.

Der Karikaturist lebt und arbeitet in Genf. Sein Vater ist Schweizer, seine Mutter Libanesin – er ist in Pakistan geboren. Nach eigenen Angaben hat Chappatte eine Leidenschaft für internationale Politik und bitterschwarze Schokolade. Eine Auswahl seiner Karikaturen findet man unter www.globecartoon.com. cz



Krieg, Armut, Umweltzerstörung – woher kommt Ihre Leidenschaft für solche Themen? Weil es viele davon gibt.

Es gäbe auch lustigere Dinge zu zeichnen.

Lustig sein ist nicht mein Ziel. Humor ist nur ein Mittel, um eine Botschaft rüberzubringen. Die beste Karikatur sagt etwas Tiefgründiges auf die leichte Art. Es gibt nichts Schlimmeres als eine todernste Zeichnung, auch wenn sie einen wunden Punkt trifft. Oder das andere Extrem: ein billiger Gag. Das interessiert mich beides nicht. Das Dankbare am Zeichnen ist, dass man die schwarzen Themen mit Humor erträglicher machen kann.

Sie sehen die Zukunft eher schwarz.

Eigentlich bin ich als Person grundsätzlich hoffnungslos.

In Ihren Zeichnungen erscheint häufig ein engstirniger, bärtiger Mann mit Chalet und Schweizer Fahne. Was haben Sie für eine Beziehung zur Schweiz?

Es ist eine Hassliebe. Es gab eine Zeit, da hatte ich nicht einmal mehr Lust zum Kritisieren. Nach dem Nein zum EWR habe ich mich gefühlsmässig etwas distanzierter. Deshalb bin ich in die USA gegangen. Als ich zurückkam, hatte ich mich etwas versöhnt.

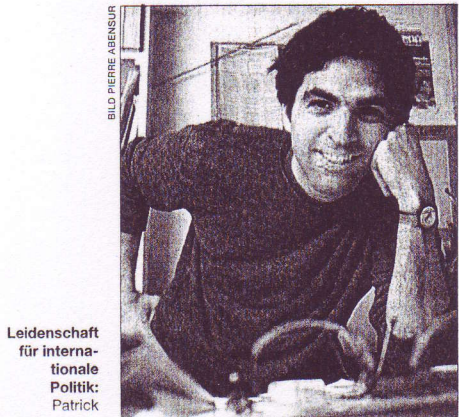
Bedeutet es Ihnen etwas, dass Sie Schweizer sind?

Ich habe keine Wahl. Früher habe ich mich so aufgeregt, weil die Schweiz mein einziger Horizont war. Wenn man einmal weggeht, ändert sich das. Dafür liebe ich die Schweiz: Sie ist das ideale Land für Flüchtlinge. Es ist reich, man kriegt eine gute Ausbildung und kann damit in die Welt hin-

ausgehen. Ein Amerikaner, Brasilianer oder Franzose kommt vielleicht nie aus seiner Welt hinaus. Die Schweiz ist aber so winzig und langweilig, dass man sich zwangsläufig für die Welt interessieren muss.

Sie waren jetzt fünf Jahre ein fester Bestandteil der «Weltwoche». Jetzt verlassen Sie die Zeitung, die Sie in der Deutschschweiz bekannt gemacht hat. Weshalb?

Weil ich ein Angebot der «NZZ am Sonntag» bekommen habe, die im März neu erscheint. Es nimmt mich wunder, die Möglichkeiten der Zeichnung in dieser Zeitung zu erforschen. Die radikale Veränderung der «Weltwoche» hat mich zudem dazu gedrängt, eine eigene Veränderung zu wagen. Diese Entscheidung ist aber vor dem Verkauf an Ringier gefallen, der die Richtung wieder ändern könnte. ◆



Leidenschaft für internationale Politik: Patrick

e - m @ i l

subject: Gratulation
date: 27.01.2002
from: lebenleute-bz@bzm.ch
to: lewis Carroll@wonderland.com

Lieber Lewis Carroll

Wir gratulieren zum 170. Geburtstag, und das hat seinen Grund: Sicher kennen Sie diese Spezies Mensch, die, wenn man sie zum Beispiel nach der ungefähren Grösse des Planeten Pluto fragt, sofort zu dozieren anfängt und einen auffordert: «Stell dir vor, du bist ein Auto.» Nach drei Stunden liegt man röhrend unterm Tisch und weiss noch immer nicht, wie gross der Pluto ist. Wie gut aber konnten Sie, Herr Carroll, erklären! Zum Beispiel in «Alice im Wunderland»: «Hier klatschte eins der Meerschweinchen Beifall, was sofort von den Gerichtsdienern unterdrückt wurde. (Da dies ein etwas schweres Wort ist, so will ich beschreiben, wie es gemacht wurde. Es war ein Leinwandsack an der Hand, mit Schnüren zum Zusammenziehen; da hinein wurde das Meerschweinchen gesteckt, den Kopf nach unten, und dann sassen sie darauf.) Es ist mir lieb, dass ich das gesehen habe, dachte Alice, ich habe so oft in der Zeitung am Ende eines Verhörs gelesen: Das Publikum fing an, Beifall zu klatschen, was aber sofort von den Gerichtsdienern unterdrückt wurde; und ich konnte bis jetzt nie verstehen, was es bedeutete.» Das ist einfach genial erklärt. Vielleicht sollte man diese Erklärer-Spezies in einen «Leinwandsack» stecken. Kopf nach unten, mit der Aufforderung «Stell dir vor, du bist ein Meerschweinchen». Angelica Schorre